

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

31. Mittwoche, am 19. April 1837.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Licht und Nacht. Novellen und Erzählungen von Ludwig Storch. 2 Bände. Bismar und Leipzig bei F. W. v. Cossel. 1837.

Mit Vergnügen begegnen wir stets den Geisteskindern Ludwig Storchs. Es sind so frische, lebenskräftige — wenn auch dann und wann etwas robuste Geschöpfe, daß man immer seine Freude daran haben kann. Der Verf. gehört überhaupt zu jener Klasse der Productiven, welche im Schaffen Erholung und Anspornung zu immer neuer Thätigkeit finden, und dieß weiß auch das Publikum zu würdigen. Er wird viel und gern gelesen. Ueber Eins haben wir uns indeß gewundert. Storch hat schon so viel geschrieben, er hat ein zahlreiches Publikum, und dennoch scheint er so empfindlich für den Tadel. Das müßte einem so routinirten Schriftsteller nicht mehr begegnen. Er mag ganz ruhig sein. Die Herren, welche ihn angreifen — und die Tadel anfallen, von dem sie glauben, daß er gern und viel gelesen wird — werden ihm so wenig einen Leser durch ihre Recensionen abtrünnig machen, als sie im Stande sind, eine so gute Erzählung zu schreiben wie unser Autor. Wo gäbe es auch in Deutschland einen guten Novellisten, von dem nicht in irgend einem Journal, ein unbekannter Isidorus Morgenländer behauptete, daß dessen Schriften nicht einen Schuß Pulver werth seien! Ohnehin ist ja bereits dem Verfasser das Schlimmste begegnet. Guskow hat ihn gelobt; etwas Aergeres kann ihm nun nicht mehr passiren. —

Die Erzählungen beider vorliegenden Bändchen stehen übrigens den frühern Novellen des Verfassers keineswegs nach. Es findet sich in ihnen dieselbe gute und feste Charakterzeichnung, die gewandte Schürzung und Entwicklung des Knotens, die lebendige Färbung, und eine nicht geringe Unterhaltungskraft. In dem ersten Bande — welcher drei Erzählungen „Soldatenliebe“, „der stille Freitag“, und „Judith von Siena“ enthält — geben wir der ersten und letzten, im zweiten Bande, der „Rose von Salerno“ vor der „Geschichte einer Matrikel“ den Vorzug. Besonders hat uns „Soldatenliebe“, eine Novelle aus der Zeit der ersten französischen Revolution angezogen. Vortrefflich, ja man könnte sagen meisterhaft ist die Charakter-

zeichnung Ludwig Roswurms durchgeführt; auch die übrigen Erzählungen bieten uns viel schöne erfreuliche Bilder. — Die „Geschichte einer Matrikel“ ist eine Art Novellen-cyklus. Der Grund, warum wir diese Erzählung den andern nachsetzen, ist vorzüglich der Umstand, daß der Autor sich in ihr auf ein Terrain wagte, welches er nicht hinreichend kennt. Eine darin vorkommende Novелlette spielt in Spanien. Hier erscheint aber — was ethnographische Schilderungen anlangt — unser Autor ein wenig auf dem Holzwege; besonders giebt es in den spanischen Redensarten viele Fehler. Nicht „senhor cavallero“ — senhor ist portugiesisch, sondern „señor caballero“, nicht „veridad“ sondern „verdad“, nicht „cacciadores“ sondern „cazadores“, nicht „spana“ sondern „España“, nicht „Bajo las francos“ sondern „a baxo las franceses“, u. s. w. muß es heißen. Auf „Ave Maria purissima!“ antwortet kein Spanier, „in sempiterno“ sondern „sin peccado concebida“. Nie eröffnet ein Ankommender die Unterhaltung mit „buenas noches“, sondern er schließt sie vielleicht damit; buenas noches heißt nämlich nicht „guten Abend“ (buenas tardes) sondern „gute Nacht.“ — Wir könnten noch Mehres der Art anführen, indeß als Probe für unsere Behauptung — und weiter sollte es nichts sein — ist es hinreichend. Wir sind übrigens im Ganzen der Meinung, daß ein Erzähler nur dann fremde Redensarten in der Originalsprache anwenden müsse, wenn sie ganz besonders charakteristisch, oder unübersetzbar sind; schon die nothwendig werdenden Erklärungen oder Uebersetzungen derselben sind störend. — Schließlich hoffen wir, daß der Verfasser diese Bemerkungen nicht übel aufnehmen werde. Wir wollten ihm nur zeigen, daß wir seine Novellen mit Aufmerksamkeit und Interesse gelesen haben, und würden ihm sehr dankbar sein, wenn er uns den Tadel, den wir uns erlaubten, auf gleiche Weise wett machte. — Die Ausstattung ist schön.

Ubaldo, oder die Empörer. Eine Novelle von F. Satori. (Neumann.) Leipzig, bei Eduard Meißner. 1837.

Madame Neumann ist eine unserer productivsten Roman-dichterin, und wir glauben, in dieser Hinsicht ihr

nur etwa Amalie Schoppe an die Seite setzen zu können. Irrren wir nicht, so haben wir vor kurzem sogar gelesen, daß bereits über sechzig Bände ihrer fruchtbaren Feder entfloßen sind. Ist dies der Fall, so beweist dieß wenigstens, daß die Verfasserin sich ein Publikum gewonnen hat, das ihre Schriften gern liest, und wir wollen, theils aus angewohnter Recensentenmilde, theils auch aus schuldiger Höflichkeit gegen eine Dame, um Alles in der Welt nicht den Vorwurf auf uns laden, als hätten wir durch eine üble Recension der Verfasserin auch nur einen einzigen ihrer Leser abtrünnig zu machen gesucht. Dieweil aber die Wahrheit überall ein gutes Ding, und für den redlichen Beurtheiler obendrein eine Gewissenssache ist, so können wir über zwei Behauptungen nicht hinwegkommen, nämlich: entweder sind die andern neun und fünfzig Bände, welche Mad. Neumann geschrieben, von höherem Werthe als der „Ubaldo“, oder das Publikum der Verfasserin ist ein so nachsichtiges, daß wir jedem Romandichter (und einer Dichterin um so mehr) nur dazu gratuliren können. — Wir wollen damit nicht eben behaupten, daß der vorliegende Roman nicht einige Vorzüge habe; (die Durchführung der Charakterzeichnung ist nicht übel, der Styl fließend, die Sprache edel), aber man merkt, daß die Verfasserin schon sehr viel, fast zu viel geschrieben und es mit der Anlage sehr leicht genommen hat, so wie daß ihr die Frische der Phantasie abgeht. Der Stoff ist keineswegs glücklich gewählt. Solche halbe und ganze Hofgeschichten, wo ein schwacher Fürst, dessen partie faible vorzüglich darin besteht, daß er von dem neunten Gebote nichts wissen will, ehrgeizige oder nachsichtige Günstlinge, die hierauf ihre Pläne bauen, tugendhafte Königinnen, die alles Ungemach über sich ergehen lassen, großmüthige verbannte Väter und Oheime (wenn sie sich auch nicht wie unser „Ubaldo“ zuletzt aus Großmuth ein Leid anthun), sind schon zu oft auf der Scene gewesen, als daß sie noch viel Unterhaltungskraft dahin mitbringen könnten, oder deren besonders viel zuzusehen hätten. Eben so können wir nicht begreifen, warum die Verfasserin die Scene in's siebenzehnten Jahrhundert und nach Spanien verlegt. Der Roman erhält dadurch eine Art historischen Anstrich und doch ist alles Fabel. Völlig unnützerweise dethronisirt Mad. Neumann die spanischen Könige Philipp den 3ten und 4ten, um ihren Alphons in Kastilien regieren zu lassen. Vollkommen spaßhaft aber ist es, wo es auf Lokalitäten ankommt. Mad. Neumann spricht oft von der Residenz (im siebenzehnten Jahrhundert war es bereits Madrid). Dort läßt sie den ganzen Hof mit Segelschiffen auf dem Wasser herumfahren, veranstaltet bei dieser Gelegenheit eine höchst

mißliche Rettung aus Wassersegefahr, vergißt aber, daß dort meilenweit kein anderes Wasser als im Manzanareßflüßchen zu finden ist, daß man auf diesem höchstens Papierchiffchen der Nußschalen schwimmen lassen kann, und daß der, welcher im Sommer eine Raze darin ertränken wollte, warten müßte, bis ein Wolkenbruch in den Guadarramen gefallen wäre. — Auch die Reisewagen mit den herabzulassenden Fenstern haben uns für Zeit und Ort eben nicht besonders gefallen wollen. Warum hat überhaupt die Verfasserin mit Aenderung des Ranges der Personen nicht die jetzige Zeit und ein anderes Lokal gewählt? Pommern etwa; dort giebt's Wasser genug und Fensterchaisen sind auch zu haben. — Wir hoffen übrigens, daß uns die geehrte Verfasserin wegen des etwaigen harmlosen Tadel's nicht allzusehr zürnen werde; sie wird dadurch keinen Leser verlieren. Die, welche die andern neunundfünfzig Bände mit Genuß gelesen haben, werden auch dem großmüthigen „Ubaldo“ sein Recht widerfahren lassen, und den braven Mann nicht in die Kalamität bringen, sich um Nichts und wieder Nichts erstochen zu haben; wir verwahren uns wenigstens feierlich, an diesem Unglück, falls es eintreten sollte, Schuld zu sein, indem wir ausdrücklich beifügen: daß der Roman hinsichtlich seiner sittlichen Tendenz und seines fließenden Styles zu loben, mithin denen, welche Damentecture lieben, zu empfehlen sei. — Die Ausstattung ist sehr gut.

E. v. Wachsmann.

Bildende Kunst.

Einige Bemerkungen zu den Kreuz und Luergebunden eines Dresdener Ignoranten vor den Düsseldorf'schen Bildern über die Düsseldorf'schen Bilder und manches Andere, von Heinrich Paris *), für meinen Sohn Theodor.

Bemerkung zum Vorworte. Das Wort causer könnte, nach meinem Dafürhalten, durch das deutsche Wort, plaudern am besten ersetzt werden. Adellung hält Kosen, sich freundschaftlich unterreden, mit einander schwätzen, für gleichbedeutend. Nach dem neuesten französischen Dictionair von Landais ist causer, im guten Sinne genommen, soviel als s'entretenir familièrement avec quelqu'un. Das causer oder Plaudern ist nun allerdings bei den Deutschen und Engländern weit weniger im Gebrauch als bei den Franzosen, Polen und bei den südlichen Nationen. Wahr ist es auch, daß wir lieber von, vor und über einander als mit einander sprechen. Doch möchte es treffender hei-

*) Dresden in der Arnold'schen Buchhandlung, 56 Seiten.

fen, die Deutschen sprechen lieber über, noch lieber von, am liebsten aber vor einander. Denn das Uebereinandersprechen dürfte sich wohl überall ziemlich gleich verhalten. Unter dem von aber verstehe ich die üble Gewohnheit der Deutschen, daß sie nur immer von sich und von ihren eigenen Verhältnissen, z. B. von ihren Dienstleuten, ihren Pferden, Hunden &c. reden wollen. Das vor aber ist gewiß ihr Hauptfehler. Nämlich sie wollen nur immer vor den Leuten ihre Kenntnisse, ihre Gelehrsamkeit auskramen, sich mit ihrer Weisheit breit machen, ohne zu bemerken, daß sie oft dadurch langweilig werden. Wenn ferner nicht zu leugnen ist, daß sie häufig voraus überlegen und studieren, was sie in der Gesellschaft, im Salon sagen wollen, so tritt wohl noch häufiger der Fall ein, daß ihnen, was sie im Salon hätten sagen sollen, erst dann einfällt, wenn sie die Treppe wieder hinunter gehen, was Fürst Pückler l'esprit des escaliers genannt hat.

Für dich, mein Theodor, füge ich bei diesem Anlaß folgende Nugbemerkung bei. Um angenehm plaudern zu lernen, muß man sich gewöhnen, an jedem Gespräch, es mag betreffen, was es wolle, die Gegenstände mögen ansprechend oder ohne Interesse sein, immer mit Theil zu nehmen. Es ist dies das sicherste Mittel, sich an das causer zu gewöhnen, Bekanntschaften zu machen, Menschenkenntniß zu erlangen. Ist die Unterhaltung zu gemein, so liegt eben die Kunst darin, daß man solche zu steigern, ihr Gehalt zu geben verstehe. Mit der mündlichen Unterhaltung hat es eine andere Bewandniß als mit der Lectüre. Da muß man sich's zur festen Regel machen, kein Buch zu lesen, aus dem man nicht irgend etwas lernen könne, bloß seiner Unterhaltung wegen. Aus Gesprächen hingegen können wir immer etwas lernen, was uns neu ist, wenn wir nur gut zu fragen verstehen. Was nun zuvörderst die Beurtheilung und Ansichten betrifft, die uns der oder die Verfasserin *) hier über die vorzüglichsten Bilder der Düsseldorfer Maler vorlegt, so will ich, ebenfalls nur ein Ignorant, die Kritik darüber lediglich den Künstlern und Kunstverständigen überlassen. Die Grundsätze aber, von welchen die Verfasserin ausgehet, halte ich für so richtig, daß ich glaube, man müsse nicht bloß Gemälde, sondern alle Kunstwerke überhaupt darnach betrachten. Ich wünsche daher, daß Du diese Schrift mit Aufmerksamkeit liest und Dir in der Folge die Fertigkeit zu erwerben suchst, nach den hier aufgestellten Grundsätzen auch plastische, architektonische und dramatische Schöpfungen beurtheilen zu lernen. Die plastischen Kunst-

*) Noch ist dies unentschieden, ich folge daher der allgemeinen Stimme in der weiblichen Bezeichnung.

werke sind unter allen gewiß am schwersten zu beurtheilen, da, wie die Kenner sagen, es eben so unmöglich sei, Jemandem die Schönheit eines leisen Contours zu beweisen, wenn er sie nicht selbst fühlt, als solche Schönheit unter Regeln zu bringen. Wer jedoch einmal einen Aufenthalt in Florenz und in Rom zu machen wünscht, der muß sich auch nothwendig für diesen großen Genuß vorzubereiten suchen, wozu unser Augusteum gewiß die beste Gelegenheit darbietet.

Dasselbe gilt auch von Beurtheilung dramatischer Werke, ein Hauptgegenstand der Unterhaltung in der bessern Gesellschaft und dazu empfehle ich Dir angelegentlich die dramaturgischen Blätter von Tieck, die Du selbst besitzt, fleißig zu lesen.

Die Bemerkungen, welche die Verf. *) Seite 5 und viele Jahre zuvor schon Göthe über die sogenannten Heiligenbilder, als Gegenstand der Kunst, gemacht, treffen genau mit dem zusammen, worüber Wolfgang Menzel sich sehr ausführlich und freimüthig in seiner Italienischen Reise ausgesprochen, ein Buch, das jedem Kunstfreund und Reisenden, der Italien mit Nutzen sehen will, besonders zu empfehlen ist. Ueber die sonderbare Erscheinung, welche die Verf. S. 10 als eine unselige Aberration andeutet, wirst Du vielleicht folgende kurze Aufklärung nöthig haben. Zu Anfange dieses Jahrhunderts bemühten sich mehrere junge deutsche Künstler in Rom, den etwas rohen Geschmack, welcher die Meister des 14. und 15. Seculums und die vorrafaelsche Zeit bezeichnet, wieder einzuführen. Göthe sagt im 2. Hefte „über Kunst und Alterthum“, es habe ein mystisches Buch „die Herzergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders von Backenröder“, herausgegeben von Tieck 1797, sowie das Schlegelsche Gedicht „Bund der Kirche mit den Künsten“, Anlaß zu dieser neuen Richtung gegeben. In Rumohrs drei Reisen nach Italien findet man jedoch noch mehrere Anlässe zu dieser neudeutsch-religiös-patriotischen Kunst, wie sie Göthe nannte, der gleich anfänglich sehr lebhaft sie bestritt und flach und unfreundlich nannte, wogegen die Verehrer derselben den seelenvollen Ausdruck und die Rindlichkeit in der Darstellung nicht genug zu loben wußten. Die Verf. theilt S. 6 mit so Vielen die Meinung, daß wir in einer Zeit leben, wo Niemand mehr religiös sey, da uns der Inbegriff aller Religionen, die Liebe, fehle. Diesen allgemeinen Mangel an Religion muß ich aber bezweifeln und zwar um deswillen, weil die Religion zu fest im Herzen und Gefühl der Menschen begründet ist. Das innere angeborne Gefühl Gottes giebt den Niedrigsten an Geistesfähigkeit und den Höchsten gleiche unumstößliche Sicherheit, nicht bloß Glauben. Die scheinbare Gleichgültigkeit gegen die Religion kommt nur daher, daß unsere religiösen Ansichten nicht allgemein mehr mit dem öffentlichen Dogma und dem dadurch bedingten Cultus zusammenstimmen; und was die Liebe anlangt, so muß man wohl fragen, wenn und wo gab es eine Zeit, wo diese, die ganze christliche Religion umfassende Tugend jemals geübt wurde? Die Verf. sagt selbst, daß jetzt Niemand mehr zu befürchten habe, seiner religiösen Meinungen wegen, mit glühenden Zangen gezwickt zu werden; ein Beweis, daß sich die Zeiten gebessert haben. Und wer möchte auch die grausamen Verfolgungen und Martern, die blutigen Kriege, die Morde und Vergiftungen, den ewigen Haß und Streit unter den Menschen und Völkern, wie uns solches alles, im trostlosen Bilde, die ältere und mittlere Geschichte darstellt, für Beweise von Liebe ansehen, von einer Liebe, wie sie Christus unter den Menschen geboten hat.

*) Wir folgen dem Einsender in der Bezeichnung des Verfassers, ohne deshalb irgend eine Garantie zu übernehmen. Die Redaction.

Die Aufgabe, welche die Verf. S. 12, 13 unsern Fürsten und Kunstvereinen stellt, ist ganz dem Zweck entsprechend und gewiß das sicherste Mittel, die Kunst wieder der frühern Höhe des 16. Jahrhunderts näher zu bringen. Ganz in ihrem Sinne sehen wir den König von Bayern handeln. Geschichte und Poesie bieten die Gegenstände dar, die er seinen Malern zur Aufgabe macht; eine gemalte Geschichte Bayerns finden wir in den 16 großartigen Frescobildern des Bazars. Daß dies von außerordentlichem Erfolg für die Kunst sein werde, daran ist nicht zu zweifeln, ob aber auch die Wirkung auf das Volk von der Art sein möchte, wie sich die Verf. verspricht, ob dieser Bazar, diese Glyptothek und Pinakothek auch Palladien, Heiligtümer für das bayerische Volk, bei denen es schwört und wofür es sich schlägt, werden möchten, daran muß ich in einer Zeit wie die unsrige, beinahe zweifeln. Ueberhaupt möchte die Geschichte doch nicht so überreich an Gegenständen sein, die beim tiefen Eindringen unbedingt auf hohe Begeisterung Anspruch machen könnten, wenn nicht die Künstler, wie dies eben die Verf. fordert, erst die Fähigkeit erlangten, durch poetische Auffassung erhabene Ideale heraus zu bilden und den Gestalten colossale Größe zu geben. Volney sagt: *l'histoire entière n'offre que la rotation d'un même cercle de calamités et d'erreurs*, und neuere Geschichtsforscher stimmen so ziemlich damit überein. Ein zweiter Umstand, der den historischen Gemälden gewissermaßen entgegentritt, ist, daß sie an die Duodezgewände unserer Kartenhäuser, die wir nun einmal haben, nicht passen; auch daß selbst die Kunst darunter leiden müsse, wenn die Kunstfreunde sich nicht mit kleinern Bildern, wie z. B. das Atelier von Vogel, der römische Zahnarzt und die römischen Pilger von Lindau, die Tyroler Einquartierungs-scene u. bequemen wollten.

Endlich könnte ich mich mit der Verf. auch darüber nicht ganz einverstehen, daß Gemälde um deswillen einen viel höhern Werth erlangten, weil sie sich auf poetische Fictiven gründen, als solche, die bloß der Natur und dem häuslichen Leben, aber edel und mit voller Wahrheit entnommen sind. Zum Beleg dafür wähle ich das Aschenbrödel von Kressschmar und die Einquartierungs-scene von Rustige. Dem erste Bilde liegt eine liebliche Dichtung zum Grunde, das Köpchen des Mädchens ist allerliebste, alles Uebrige, bis auf den Fuß grazids, und doch würden, bei freier Wahl, gewiß die meisten Kunstfreunde keinen Augenblick anstehen, nach dem Bilde von Rustige zu greifen, dessen Werth bloß auf musterhafter Naturtreue beruht. Ueberhaupt möchte ich die zwar viel bestrittene Meinung Göthe's, daß das Schöne durchaus nur Resultat einer glücklichen Behandlung, bloß Schöpfung des Künstlers sei und daß auf den Gegenstand selbst nur wenig ankomme" doch nicht ganz verwerfen. Daß hiermit nicht gesagt sei, man müsse auch den geschundenen heiligen Bartholomäus und den auf den Krost gelegten Laurentius schön finden, weil Spagnoletto sie gemalt, versteht sich wohl von selbst.

Bei alledem will ich der Verf. nicht widersprechen, daß die jetzige Generation eine völlig unpoetische sei und deshalb sich manchen schönen Genuß verklümmere. Unsere junge Welt kann sich gewiß keine Vorstellung machen, welches Glück man in einer Zeit genöß, wo man noch Wielands Erzählungen, Gessners Idyllen, Klopstocks Oden u. mit wahren Enthusiasmus las.

Willst Du, mein Theodor, noch mehr zu Gunsten der Genrebilder wissen, so empfehle ich Dir abermals, in der italienischen Reise von Menzel nachzusehen.

Ich komme nun auf das manches Andere der Verf. und hebe zuerst den S. 24 aufgestellten Satz aus, „daß der Kampf der Volksgewalt gegen das Königthum ein ewiger, unverjöhlicher, nie zu dämpfender sei". Nach meinem Dafürhalten ist dieser Kampf immer nur gegen mißbrauchte Gewalt und Willkühr, nicht aber gegen das Königthum, als solches, geführt worden. Denn wieviel Völker hat es

gegeben und giebt es noch, die mit ihren Königen zufrieden lebten, trotz mancher Fehler und Schwächen, die sie an ihnen zu bemerken Gelegenheit hatten. Mißbrauchte Gewalt aber können slavische Völker und cultivirte nur dann ertragen, wenn sie sich von einer Idee beseelen und hinreißen lassen. Auch kann ich der Verf. nicht beipflichten, wenn sie Heinrich IV., Carl I. und Ludwig XVI. als Opfer der Volksgewalt zusammenstellt. Die Demüthigung Heinrich IV. war das Werk eines stolzen herrschsüchtigen Priesters; die beiden Königsmorde hingegen führte bloß Parteinuth herbei. Beide Könige würden gut und vom Volke geliebt gewesen sein, hätten sie bessere Rathgeber und keine Günstlinge wie Buckingham und die Polignacs gehabt. Ferner kann ich auch nicht zugeben, daß das Princip der Demokratie und des Priesterthums identisch sei, vielmehr möchte ich beider einander grade entgegensetzen. Bei der demokratischen Regierungsform will das Volk die höchste Gewalt selbst ausüben. Das Princip des Priesterthums gehet aber dahin, dem römischen Stuhle nicht bloß die höchste Gewalt über die Kirche zu vindiciren, sondern auch die Kirche von aller weltlichen Macht frei und unabhängig zu machen: und dies war der Zweck, den Gregor VII. bei dieser auferlegten Kirchenbuße vor Augen hatte, nicht aber als Volksschutzherr den Papisten ein Schauspiel zu geben.

Ein hartes Urtheil spricht S. 37 die Verf. über uns Zwerge von heute aus. Die deutschen Zwerge können ihr nun freilich nicht viel entgegen, wenn sie behauptete, daß unsere materiellen Interessen uns ungleich höher als die Idee stehen — daß es bei uns schwer fallen möchte, Begeisterung in der Masse zu erwecken — daß der Sinn für das Erhabene, Große, Göttliche ein wenig von uns gewichen — daß die Kraft zu großen Aufopferungen, zu patriotischer Hingebung gesunken — daß die Stelle des kräftigen, romantischen Ritterthums aus Kaiser Friedrich II. schöner Zeit, nur Krämergeist und Selbstsucht getreten. Auch möchte ich nicht widersprechen, wenn sie der alternden Welt nur durch einbrechende Barbaren, ungeheure Revolutionen und Erdererschütterungen wieder ein junges, frisches und kräftiges Leben erwarten läßt. Denn — dies wäre ja alles der Ordnung und dem Gange der Völkergeschichte, ja selbst dem Gange der Natur gemäß. Doch wollen wir hoffen, daß solche radicale Verjüngungsmittel uns noch lange Zeit fern bleiben werden, und wünschen wollen wir nur, daß unsere Fürsten möglichst bald zu Palliativen greifen, durch welche aus uns Zwergen, wenn auch nicht Riesen, doch wenigstens wieder ganze Menschen hervorgebracht werden können. Für ein solches Palliativ sehe ich vorzugsweise die allgemeine Einführung gymnastischer Uebungen unter der Jugend aller Stände an: insbesondere aber öffentliche Volkstämpfe im Sinne der alten Griechen, wo nicht bloß Athleten, sondern auch Dichter, Redner, Künstler, vor dem ganzen Volk belobt und bekrönt, und wo überhaupt jedes eminente Talent und Verdienst öffentlich zu höchsten Ehren gebracht wurde.

Ungerecht aber ist man gegen ein Volk mit der Anklage, daß es einem Fatum sich unterwerfe, gegen das es doch nicht kann, und das sich wohl bewußt ist, wie alles sein Streben, wo es sich nur rege, doch nur Danaidenmühe sei. Trösten soll man vielmehr dieses Volk, ja Glück wünschen, daß es noch nicht in Partheien zerrissen und noch nicht für Unwahres und für Unvernünftiges hingezogen und fanatisirt worden.

Unter den Aufgaben, welche die Verf. den Düsseldorfer Künstlern am Schluß der Schrift stellt, hat mich ganz vorzüglich die letzte für Maler Lessing, der Sängerkampf auf der Wartburg, angesprochen.

Zuletzt sagt die Verf. noch, daß man den Meister beneiden müsse, der sich rühmen könne, zu all diesem Großen und Schönen den Impuls gegeben zu haben. Dieser geniale Meister und Begründer einer Malerschule ist Cornelius in München, gegenwärtig Director der dasigen Akademie der bildenden Künste, früher Director der Kunstakademie zu Düsseldorf.